

Stefan Rinke

Europa und Lateinamerika: Eine Geschichte zwischen Welten

1. Einleitung

Europa und Lateinamerika: Das Thema drängt sich heutzutage nicht unbedingt auf. Warum ist dieses Thema heute überhaupt noch relevant? Schaut man etwa auf die derzeitige Berichterstattung über Lateinamerika in den europäischen Medien, dann erscheint die Region eher wie ein schwarzes Loch. Nur selten findet man seriöse Reportagen aus dieser Weltgegend, die über Kurzmeldungen über Gewalt- und Naturkatastrophen hinausgehen. Auch die Wirtschaft Europas scheint sich seit Längerem eher für die aufstrebenden Märkte im Osten, zumal im Fernen Osten, zu interessieren als für das krisengeplagte Lateinamerika. Umgekehrt scheint Lateinamerika heute mehr denn je von der Alten Welt abgekehrt. Die meisten Länder der Region beziehen heute die entscheidenden wirtschaftlichen und politischen Impulse nicht mehr aus Europa, sondern aus den Vereinigten Staaten. Wenn neue Beziehungen geknüpft werden, so eher jenseits des Pazifiks als des Atlantiks.

Warum also dennoch die Beschäftigung mit der Geschichte der Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa? Zunächst einmal muss man festhalten, dass Amerika wie kaum eine andere geographische Region außerhalb Europas als "Ableger Europas" gilt. Die spanische Krone wollte in den neu entdeckten Gebieten das ihr bekannte Gesellschafts- und Wirtschaftssystem reproduzieren. Andere wiederum sahen in der Neuen Welt einen Ort, um utopische Zukunftsprojektionen umzusetzen. In beiden Fällen blieben die Blicke hierarchisierend. Das basierte zum einen auf der Dezimierung der indigenen Bevölkerung – aktiv durch Feuer und Schwert und passiv durch die eingeschleppten Krankheiten. Zum anderen basierte die Hierarchisierung auf der systematischen Unterdrückung und Marginalisierung sowie dem daraus resultierenden erzwungenen Schweigen der indigenen Bevölkerung.

Gegen diese Perspektive wurde aber im Lauf der Geschichte Widerspruch eingelegt. Menschen in Lateinamerika setzten zum Teil auf das andere Extrem, indem sie das europäische Erbe vollständig ablehnten, um so die Unabhängigkeit für ihre Region zu erreichen und ihre Eigenständigkeit zu betonen. Europa blieb für Lateinamerika ein wichtiger Reibungspunkt. Ein Stein des Anstoßes etwa für diejenigen, die sich zur indigenen Bevölkerung zählten oder als Vorkämpfer für deren Interessen verstanden. Als Zentrum des kapitalistischen Welt-systems galt Europa und sein Kolonialismus und Neokolonialismus darüber hinaus vielen progressiven Intellektuellen als Quelle aller wirtschaftlichen Probleme ihrer Gegenwart.

Aber Europa war gleichzeitig auch immer wieder Vorbild, zumal für diejenigen, die auf die eine oder andere Weise die Modernisierung Lateinamerikas anstrebten. So wollten Angehörige der führenden Gesellschaftsschichten im Lateinamerika des 19. Jahrhunderts reich sein wie die Engländer, kulturell versiert wie die Franzosen und Italiener und – mit Abstrichen – diszipliniert und mächtig wie die Preußen. Abgesehen von diesen kulturellen Deutungen blieb Europa auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht ein entscheidender Bezugspunkt. Ob als Handelspartner oder Kapitalquelle, als Ursprungsregion für Einwanderer und Know-how oder als mächtiger Gegner in außenpolitischen Konflikten und Eroberer: Europa machte seine Präsenz in Lateinamerika lange Zeit nach Belieben fühlbar.

Neuerdings bietet auch die viel diskutierte Globalisierung einen guten Grund für die Beschäftigung mit den Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa – und das in doppelter Hinsicht: Zum einen weil diese Beziehungen eine entscheidende Achse der alten Globalität waren. Sie sind daher ein wichtiges Studienobjekt, um auch die heutigen Entwicklungen besser zu verstehen. Zum anderen kann man durch das Studium des Verhältnisses zwischen Lateinamerika und Europa die eine oder andere aktuelle Entwicklung besser einordnen und ihr historisches Gewachsensein erkennen. Auf den ersten Blick scheint es, als seien die Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika schon umfassend und erschöpfend erforscht.¹ In der Tat gibt es eine lange

1 Allerdings fehlt eine Synthese, die die Ergebnisse der vielfältigen Einzeluntersuchungen zusammenfasst. Ein erster gedrängter Überblick für das 19. Jahrhundert bei Bernecker (1992). Weitere wichtige Beiträge bei König (2003) und Kneuer (1992).

Tradition der Beziehungsstudien zwischen den beiden Regionen. Dennoch bestehen weiterhin große Lücken, denn bislang hat in den vorliegenden Untersuchungen eindeutig die europäische Perspektive dominiert.²

Im Weiteren werden folgende leitende Fragestellungen verfolgt: Warum konnte es zu dieser einseitigen Ausrichtung kommen? Welche Rolle spielt der Eurozentrismus? Lassen sich ideengeschichtliche Gründe dafür ausmachen? Was bedeutet "Europa" für Lateinamerika? Welche Rolle spielt die Auseinandersetzung mit der Alten Welt für die historischen Entwicklungen in der Neuen? Fand seit der Kolonialzeit eine schrittweise Europäisierung des Subkontinents statt und bedeutete dies eine Angleichung an europäische Standards? Diese Fragen sind auf mehreren Ebenen zu untersuchen. Zum einen auf der Ebene der konkreten politischen und sozioökonomischen Beziehungen. Lassen sich hier Phasen höherer und niedrigerer Intensität erkennen? Welche Rolle spielen Machtungleichgewichte und Abhängigkeiten zwischen den beiden Polen und verändern sich diese? Inwieweit bestimmt Europa die Entwicklungen auch im unabhängigen Lateinamerika des 19. und 20. Jahrhunderts? Das heißt, inwieweit gibt es bestimmte Entwicklungsmöglichkeiten vor und verhindert es andere?

Die zweite Ebene ist die der geistigen Auseinandersetzung mit Europa. Die wurde vor allem von lateinamerikanischen Intellektuellen geführt, die Europa als utopisches Leitbild positiver und negativer Art gesehen haben. Wie und warum veränderten sich diese Vorstellungen und Bilder im Lauf der Geschichte? Was lässt sich aus den Bildern von Europa über das Selbstbild der Lateinamerikaner schließen? Wenn ich hier immer von Lateinamerika und Europa spreche, dann impliziert das eine Einheit, die natürlich der Realität nur eingeschränkt entspricht. Beide Regionen und Konzepte zeichnen sich ja gerade durch ihre Vielfalt und ihre enormen internen Unterschiede aus.

Ferner soll eine dichotome Gegenüberstellung vermieden werden, die die konventionellen Ansätze prägte. Konventionell sah das so aus: auf der einen Seite stand der Westen, also Europa, als – je nach ideologischer Präferenz – modernisierender/imperialistischer Geber, und auf der anderen Seite standen die traditionellen/abhängigen Empfän-

2 Der Versuch Beardsell's, dies zu korrigieren, kann nicht voll überzeugen (Beardsell 2000).

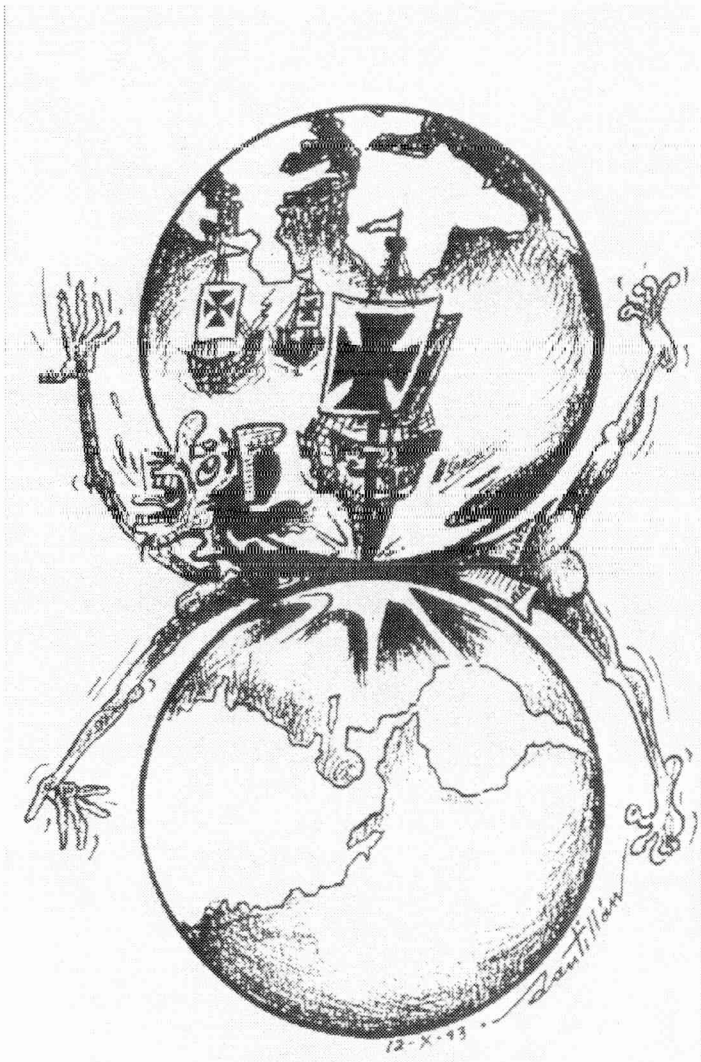
ger. Letztere waren in beiden Fällen subalterne Objekte, die sich dem System des Weltmachtsubjekts immer mehr an- beziehungsweise einpassten und dadurch modernisiert/dominiert wurden. Zentrale Parameter dieses Denkens waren die Einteilung des "Weltsystems" in Zentren und Peripherien und die damit verbundene Vorstellung, dass letztere nur durch die von den Zentren ausgestrahlten Einflüsse verstanden werden können; ferner das Konzept der Penetration der peripheren Gesellschaften und die dazugehörige Schuldzuweisung an die sogenannten "Kollaborationseliten" sowie die an einer Nord-Süd-Achse orientierte Vorstellung von Bipolarität. Den dichotomen Ansätzen war gemein, dass sie die Ebene der Rezipienten oder der Opfer aufgrund der ihnen zugrundeliegenden Vorstellung eines unilinearen Diffusions- beziehungsweise Dominanzmodells kaum beachteten.

Jüngste, vom Ansatz des Postkolonialismus inspirierte Beiträge zur Geschichte Lateinamerikas haben jedoch herausgestellt, dass die scharfen Trennungen von modern/traditional, imperialistisch/abhängig nicht mehr haltbar sind und zwar gerade dann nicht, wenn von Kultur die Rede ist. Die vielfältigen ausländischen Einflüsse seien von der sogenannten Peripherie nicht einfach mehr oder weniger gezwungenermaßen übernommen, sondern internalisiert, angeeignet worden und hätten sich in diesen Prozessen verändert. In diesem Zusammenhang fallen dann häufig Begriffe wie Hybridität. Liest man die Geschichte der Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa auf diese Weise, so ergibt sich eine Perspektive, die die Räume zwischen den Welten in den Blick nimmt, in denen sich Vermittlungsprozesse abspielen.

Zweifelsfrei sind die Postkolonialismus-Diskussionen Ausdruck der kulturwissenschaftlichen Wende in den Geschichtswissenschaften. Die Gefahr besteht allerdings darin, dass die prägende Kraft von Kapitalismus und militärischer Herrschaft dabei vergessen werden. Wäre der Eurozentrismus in der Tat nur eine Sache des Kopfes gewesen, wie einige extreme Postkolonialismustheoretiker behaupten, dann hätte er sich wohl kaum von anderen Ethnozentrismen unterschieden und seine enorme Deutungsmacht in der ganzen Welt erlangt. Die meisten Historiker betonen allerdings klar, dass die ökonomischen, politischen und technologischen Machtungleichgewichte bei den kulturellen Prozessen eine entscheidende Rolle spielen. Auch bei einer Geschichte, die die Perspektive zwischen Welten thematisiert, ist es notwendig, die zu erwähnen, die dabei unter die Räder gekommen

sind. Dies hat der Karikaturist Santillán im Oktober 1993 mit seiner Karikatur drastisch klargemacht.

**Abb. 1: Kritik der 500-Jahr-Feiern:
Pascual Santillán Sánchez (12. Okt. 1993)**



Quelle: Agustín Sánchez G., *Diccionario Biográfico ilustrado de la caricatura mexicana* (1997: 200).

Im Folgenden liegt der Schwerpunkt auf der Phase von der Kolonialzeit bis 1945. Dabei steht zunächst die Diskussion des ideengeschichtlichen Schlüsselkonzepts Eurozentrismus im Mittelpunkt, wobei eine Analyse von dessen Wirkungsweise geleistet werden soll. Daran anschließend wird eine chronologische Gliederung gewählt, die in den Unterpunkten problemorientiert ist, wobei es zunächst um die Idee der "kolonialen Situation" von politischer Herrschaft, wirtschaftlicher Ausbeutung und Kulturkonflikt geht. Nun könnte man argumentieren, dass mit der Unabhängigkeit Lateinamerikas zu Beginn des 19. Jahrhunderts das spanische Kolonialreich und damit auch der Kolonialismus ein Ende gehabt habe, dass dieser Begriff also eigentlich keine Rolle mehr spielen müsste. Das ist aber nicht so, denn im 19. Jahrhundert gewannen neue Formen informeller Machtausübung und Einflussnahme an Bedeutung. Grundlegend dafür waren das enorme Wirtschaftswachstum Europas aufgrund der industriellen Revolution, das den Leistungsabstand zum Rest der Welt immer weiter vergrößerte. Das damit einhergehende neue weltpolitische Denken und die globalen Herrschaftsansprüche der Europäer fanden ihren Ausdruck im Imperialismus der Jahrhundertwende. Seinen Höhepunkt erreichte der Imperialismus im Zeitalter der Totalitarismen, dessen Ende 1945 gleichzeitig das Ende der europäischen Vorherrschaft bedeutete. Danach war Europa nur noch Juniorpartner der USA im Kalten Krieg. Seit 1990 herrscht allerdings eine neue Offenheit, die Möglichkeiten auch für die Beziehungen zwischen der Alten und der Neuen Welt andeutet.

2. Die Macht des Eurozentrismus

Zunächst kurz zur Geschichte und Kritik des Konzepts, das die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa ebenso bestimmt hat wie die Beschäftigung mit diesem Thema, und das lange Zeit, ohne dass es erkannt worden wäre. Erst in der neuesten Geschichtsschreibung ist Eurozentrismus zu einem Schlüsselbegriff für das Verständnis der Wahrnehmung der Welt in der Neuzeit geworden (Fuchs 2002; Conrad/Randeria 2002). Dieses Konzept beinhaltet einerseits die Vorstellung eines europäischen Ethnozentrismus, der in der Geschichte der Menschheit gleichsam eine anthropologische Konstante darstellt. Darüber hinaus verbindet sich mit dem Begriff Eurozentrismus auch eine

bestimmte, mit Vorurteilen gegenüber dem Fremden behaftete Grundeinstellung von Europäern. Andererseits – und in unserem Zusammenhang wichtiger – wird Eurozentrismus heute weiter gefasst als Kategorisierung der Welt nach europäisch-westlichen Maßstäben. Diese Art der Ordnung der Dinge nach bestimmten Standards hat die neuzeitliche Geschichte lange Zeit geprägt.

Nach Samir Amin ist Eurozentrismus

ein kulturalistisches Phänomen in dem Sinne, dass es von der Existenz unveränderlich verschiedener kultureller Konstanten ausgeht, die die geschichtlichen Wege unterschiedlicher Völker bestimmen [...]. Es behauptet, dass die Nachahmung des westlichen Modells durch alle Völker die einzige Lösung zu den Herausforderungen unserer Zeit darstellt (Amin 1989: vii).

Eurozentrismus ist eines jener Konzepte, das die “Grenzen des Sagbaren” bestimmt. Dabei wird von offenbar unhinterfragbaren Selbstverständlichkeiten ausgegangen und eine Allgemeingültigkeit konstruiert. In der neueren Geschichtsschreibung der letzten Jahre steht jedoch gerade die kritische Analyse und Dekonstruktion des eurozentrischen Diskurses im Mittelpunkt.

Ihren Anfang nahm die Diskussion bereits in den 1960er Jahren mit der Kritik an einem Weltbild, das den europäischen Menschen absolut setzte und den nichteuropäischen Anderen zum Studienobjekt degradierte, dem die Gleichwertigkeit, wenn nicht gar das Menschsein, implizit oder explizit abgesprochen wurde. Die Ursprünge dieses Denkens wurden in der Zeit der europäischen Aufklärung, seine aktuellste Ausformung im Rassismus der Moderne verortet. Die Diskussionen um die Problematik speisten sich vor allem aus der kulturwissenschaftlichen, aber auch aus der sozioökonomisch-neomarxistischen Kolonialismus- und Kapitalismuskritik. Sie entwickelten sich parallel zu und standen in engem Zusammenhang mit der politischen Dekolonisierung der Dritten Welt und wurden von Intellektuellen vorangetrieben, die dort ihre biographischen Wurzeln hatten, wenngleich sie in der Regel in den akademischen Zentren des Westens wirkten. Die kulturwissenschaftliche Debatte fand einen ersten Höhepunkt in Edward W. Saids klassischer Studie zum Orientalismus (Said 1978), in der die eurozentrische Aneignung des Fremden durch die Institutionalisierung des orientalistischen Diskurses kritisiert wird. Vertreter der sozioökonomischen Eurozentrismus-Kritik haben zwischenzeitlich die

kulturwissenschaftlichen Ansätze wegen der Ausblendung der Bedingtheit des Eurozentrismus durch die sich weltweit verbreitenden kapitalistischen Strukturen angegriffen. Die dezidiertesten Vertreter der Eurozentrismus-Kritik lehnen heute die Idee von einer historischen Sonderstellung Europas in der Geschichte seit 1492 ab. Damit sei letztlich das reduktionistische Denken von der europäischen Überlegenheit in Geist, Kultur, "Rasse" usw. sowie von der historischen Entwicklung hin zu einem vom europäischen Ideal her konstruierten Konzept von Fortschritt und Moderne verbunden (Blaut 1993).

Inhaltlich hat die Eurozentrismus-Kritik zwei Hauptebenen der Wirksamkeit des Konzepts ausgemacht: eine räumliche und eine zeitliche Ebene. In räumlicher Hinsicht konzentriert sich die Kritik auf die Vorstellung vom Kontinentalcharakter Europas und auf die eurozentristische Konstruktion der Kontinente und damit der Welt (Lewis/Wigen 1997). Diese Vorstellung entstand im Europa der Frühen Neuzeit. Sie implizierte eine herausgehobene Stellung Europas gegenüber den anderen Erdteilen, die insbesondere mit dem christlichen Glauben und der daraus abgeleiteten Zivilisation, aber auch mit den naturgeographischen Vorzügen und den sich daraus ergebenden positiven Rückwirkungen auf die Menschen legitimiert wurde. Europa definierte sich selbst ebenso wie die anderen Kontinente als in sich geschlossene Systeme, die in hierarchisierten Beziehungen zueinander standen.

Durch Eroberung und Kolonialisierung gewann das expandierende Europa der Neuzeit die Definitionsmacht über die Räume in vielen Teilen der Welt und setzte diese gewaltsam durch. Europa betrachtete den Rest der Welt daher als das klar abgrenzbare Andere, als das Außereuropäische oder auch als exotischer Orient und bedrohliche Wildnis. Die Fragen nach der Abgrenzung Europas z.B. von Asien, nach dem heterogenen kulturellen und historischen Erbe aller Kontinente, waren damit irrelevant. Diese Differenzierung zur Abgrenzung des Eigenen vom Fremden zeigte sich etwa an der Erfindung von Begriffen wie Neue Welt und Indio/Indianer. Dem europäischen Zentrum, Abendland oder Westen stand das Andere, die Peripherie, gegenüber, die Europa zur Selbstbeschreibung benötigte. Durch die kartographische Darstellung etwa im *Mercator-Atlas* (1595) wurden die Räume, abgesehen von der Zentralisierung Europas, visuell repräsentiert und damit angeeignet und geordnet (Rabasa 1993: 180-209).

Die Dekonstruktion der Dichotomien kennzeichnet auch die zweite Ebene der Kritik am Eurozentrismus. Diese richtet sich gegen die Periodisierung der Geschichte nach einseitig europäischen Erfahrungen historischen Wandels. Schon der Begriff der Neuzeit war demnach eine solche Kategorie, stand seine Entstehung doch in engstem Zusammenhang mit der "Entdeckung" der für die Europäer Neuen Welt, die völlig neuartige und unerwartete Fremdheitserfahrungen mit sich brachte. Mit der Erfindung Amerikas als Ort des Neuen schlug an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Geburtsstunde des neuzeitlichen Europas und des Eurozentrismus. Nach Meinung der Eurozentrismus-Kritik lässt sich der Vorsprung Europas seit 1492 durch die kolonialistische Ausbeutung Amerikas erklären und nicht durch eine quasi inhärente europäische Überlegenheit, die sich aus kulturellen, "rassischen" oder geographischen Faktoren ableitet.

Mit der Erkundung der Welt und der Eroberung Amerikas gewannen die Europäer eine zuvor ungekannte Deutungsmacht. Sie nutzten diese Macht zur Selbstverortung durch die Besetzung des "temporalen Monopols auf soziokulturelle Gegenwart" (Schäfer 1994: 143), indem sie das Fremde als Teil der Vergangenheit deuteten. Durch die Hierarchisierung des Zeitspektrums konnte eine scheinbar logische Ordnung geschaffen werden, die half, die durch die Entdeckungen hervorgerufene Unüberschaubarkeit der Welt zu überwinden, und die sich als Herrschaftskonzept eignete. Die Einteilung nach Kulturstufen schuf eine auf einem synchronen Kulturvergleich basierende diachrone Ordnung. Mit der zunehmenden Erkundung des Globus vor allem seit dem 17. Jahrhundert verdichtete sich diese Deutung kultureller Unterschiede im Topos der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (Koselleck 1979: 323).

Die Vorstellung vom zeitlichen Rückstand der Anderen und ihre daraus abgeleitete Inferiorität vertiefte sich mit dem Prozess der Verwissenschaftlichung von Geschichte, der im 19. Jahrhundert stattfand. Als integraler Bestandteil der Kolonialisierung wurde die Geschichte der nicht europäischen Völker gelehnt und diese für historisch irrelevant oder gar zu "Völkern ohne Geschichte" erklärt (Wolf 1982). Aus der historischen Disziplin verdrängt, fand die Beschäftigung damit nur noch in Nachbardisziplinen wie der Ethnologie statt (Young 1990). Die historischen Meistererzählungen Europas erhoben jedoch globalen Anspruch. Weltgeschichte war demnach aus einer rein euro-

päischen Perspektive beginnend beim klassischen Griechenland zu schreiben (Fuchs 2002).

Eurozentrismus hat über die hier näher vorgestellten zentralen räumlichen und zeitlichen Dimensionen weitere politische und soziale Ebenen, die sich in bestimmten Vorstellungen beispielsweise von Ethnie, Kultur, Klasse oder Geschlecht niederschlagen (Dirlik 2002). Über die Idee des Fortschritts, später der Modernisierung bis ins Entwicklungsdenken der jüngsten Vergangenheit haben sich eurozentrische Vorstellungen in den Kultur- und Sozialwissenschaften fortgesetzt (Hauck 2003). Dabei bleibt das heute nicht mehr nur Europa, sondern die meistentwickelten Industrieländer (G7) umfassende Zentrum immer die Norm, von der abzuweichen als Defizit gedeutet wird. Die Geschichte der Neuzeit bis hin zur neuen Globalisierung von heute kann dann nur als Prozess der Europäisierung oder Verwestlichung verstanden werden, der für die einen schon weit, für die anderen dagegen noch weniger fortgeschritten ist. Doch nicht nur in der Geschichtsschreibung wird ein solcher Eurozentrismus heute kontrovers diskutiert. In dieser Diskussion hat sich herausgestellt, dass es zur Überwindung des Eurozentrismus nicht sinnvoll ist, das Phänomen einfach auf den Kopf zu stellen und anstelle des Eurozentrismus einen kulturellen Essentialismus der Anderen zu akzeptieren oder etwa durch eine "Re-Orientierung" (Frank 1998) neue Zentren zu konstruieren (Menzel 2004). Vielmehr sind die Verflechtungen und wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen den bislang als in sich abgeschlossene Einheiten gedachten – zunächst kontinentalen und später zumeist nationalen Systemen – aufzuzeigen (Conrad/Randeria 2002: 17). In der Erkenntnis ihrer transnationalen Bedingtheit kann Geschichte das eurozentrische Paradigma, das mit dem kolonialistischen Ausgreifen ab 1492 einsetzte, den Kolonialismus aber mittlerweile um Jahrzehnte überlebt hat, ernsthaft hinterfragen.

3. Koloniale Grundlagen

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Geschichte der Interaktionen zwischen Lateinamerika und Europa anders lesen. Grundlegend war dabei natürlich, dass der Zusammenstoß zwischen Europäern und indigener Bevölkerung geprägt war durch beiderseitiges Unverständnis und gewaltsame Auseinandersetzungen (Bitterli 1976). In der

“neuen” Welt war die Aktivität des Entdeckens des Fremden von Beginn an mit der des Eroberns verbunden (König 1992). Das Andere in seiner Fremdheit anzuerkennen war undenkbar. Durch den Akt der Namensgebung wurde die “Neue” Welt aktiv eingeteilt und geordnet. Die europäische Perspektive gab vor, was als normal und rechtmäßig galt. Der Geograph Matthias Ringmann schrieb daher in der *Cosmographiae introductio* 1507: “Ich wüßte nicht, warum jemand mit Recht etwas dagegen einwenden könnte, diesen Erdteil nach seinem Entdecker ... Land des Americus, oder America zu nennen ...” (Schmitt 1984: 17). Im Akt der Namensgebung schlug sich die Aneignung des Fremden am deutlichsten nieder. Damit gingen vielfache mentale Grenzziehungen einher, wobei das eigene europäische Element tendenziell expansiv das andere, ‘wilde’ zurückdrängte. Europa schuf sich sein Amerika, darum bemüht, Fremdheit und die daraus resultierende Unsicherheit durch den Akt der Namensgebung zurückzudrängen. Damit verbanden sich entscheidende Konzeptualisierungen dessen, was Recht ist, dessen, was im Sinne wirtschaftlicher Ausbeutungsmechanismen billig ist, dessen, was ‘zivilisiert’ ist, dessen was ‘barbarisch’ ist usw. Mit der “Erfindung Amerikas” durch die Europäer waren also vielfache geistige Grenzziehungen verbunden, wobei das eigene europäische Element tendenziell expansiv das andere, ‘wilde’ zurückdrängte (Todorov 1985; Pagden 1996).

Im Verlauf der Kolonialzeit verdichtete sich das Selbstverständnis europäischer Überlegenheit noch aus dem Geist der Aufklärung. So heißt es beispielsweise in Zedlers Universallexikon von 1741 unter dem Lemma ‘Europa’:

Obwohl Europa das kleinste unter allen 4. Theilen der Welt ist, so ist es doch um verschiedener Ursachen willen allen übrigen vorzuziehen. Die Luft ist darinnen gemäßiget und die Landschaften sind sehr fruchtbar. [...] Es hat an allen nothwendigen Lebensmitteln einen Ueberfluß. Die Einwohner sind von sehr guten Sitten, höflich und sinnreich in Wissenschaften und Handwercken (Zedler 1741: 2195).

Die Vorstellung von der Überlegenheit Europas gegenüber den anderen Weltteilen stand im Mittelpunkt des eurozentrischen Weltbilds (Wolff 1992). Sie wurde im 17. Jahrhundert durch Allegorien wie auf dem abgebildeten Titelkupferstich von Matthäus Merian zu Johann Ludwig Gottfrieds *Neuwe Archontologia Cosmica* (Frankfurt am Main 1646) bildlich dargestellt und verbreitet. Europa thront als Herr-

scherein auf der Weltkugel. Ihr entscheidendes Herrschaftsattribut ist die “religio christiana”. Amerika – in der Gestalt der India – erscheint hier demgegenüber wie die anderen Erdteile in nackter Wildheit devot zu Europa aufblickend. Die unterschiedlichen Grade der Nacktheit der Erdteilallegorien implizieren eine weitere Binnenhierarchisierung innerhalb des Bildes.

Abb. 2: Titelkupferstich von Matthäus Merian zu Johann Ludwig Gottfrieds “Neuwe Archontologia Cosmica” (Frankfurt am Main 1646)



Quelle: U. Knefelkamp/H.-J. König (Hrsg.): Die Neuen Welten in alten Büchern: Entdeckung und Eroberung in frühen deutschen Schrift- und Bildzeugnissen (1988: 88).

Es interessierte die Europäer in der Regel nicht, welche Bedeutung die Fremden diesem Zusammentreffen mit ihnen beimaßen, welchen Sinn sie ihm gaben. Auch umgekehrt war das Unverständnis groß. Die Anderen, die Menschen in diesem Amerika, denen nun aufgrund des Irrtums des Kolumbus die vereinheitlichende Bezeichnung ‚Indios‘ übergestülpt wurde, konnten das Verhalten der Europäer ebenso wenig einordnen wie umgekehrt. Die Räume zwischen den Welten wurden vor dem Hintergrund dieser Konstellation im Moment der Entdeckung und über die Jahrzehnte der *Conquista* hinweg gefüllt mit Gewalt, wobei sich die Europäer in macht- und wirtschaftspolitischer Hinsicht durchsetzten.

Die Ursachen für den Sieg der Europäer waren vielfältig (König 2005; Rinke 2005). Das Ergebnis war eine Kolonialherrschaft, bei der eine kulturelle und ethnische iberische Minderheit die Mehrheit der entrechteten indianischen Bevölkerung ausbeutete. Letztere blieben marginalisiert, ja sogar faktisch ausgegrenzt, was die Tendenz zu einer Zweiklassengesellschaft ermöglichte, auch wenn sich im Einzelnen durch die Zwangseinfuhr der afrikanischen Sklaven und die vielfältigen Mischformen eine höchst heterogene Bevölkerungsstruktur entwickelte.

Die Heterogenität, die in der ethnischen Entwicklung deutlich wurde, fand ihr Pendant in der Hybridität der politischen und wirtschaftlichen Institutionen sowie der Kultur. In Politik und Wirtschaft dominierte über lange Zeiträume eindeutig der Versuch seitens der Kolonialmacht, das gewohnte europäische System auf die Kolonien zu übertragen bzw. die Kolonien so auszurichten, dass sie ganz im Sinne der Profitmaximierung der Zentrale funktionierten. Doch ergaben sich in der Realität vielfache Abweichungen von dieser Norm. Aufgrund der Entfernungen und der Eigendynamik in den *Indias* gediehen Korruption und Schmuggel, was *de facto* über weite Strecken zu einer quasi Autonomie der Kolonien führte.

Die Monopolansprüche der iberischen Mächte wurden fast von Beginn an in der Praxis von anderen europäischen Mächten unterlaufen, die sich ihrerseits erfolgreich darum bemühten, ihren Teil der Beute zu erlangen (Pérez Herrero 1992). Amerika wurde zum Spielball europäischer Mächterivalitäten und zum Schauplatz für die Fortsetzung von in Europa längst beigelegten Kriegen. Die Nebenfolgen von Kriegen, Gewalt und Piraterie waren in vielen Regionen ein

schmerzhaftes Gefühl der Bedrohung, der Unsicherheit und der Schutzlosigkeit.

In kultureller Hinsicht: waren die unterschiedlichen indigenen, europäischen und afrikanischen Traditionen wichtig, die gerade in diesem Bereich zusammenflossen, sich dabei veränderten und neue hybride kulturelle Produkte hervorbrachten. Das war das spezifisch Amerikanische an ihnen. Und das galt eben nicht nur für die Volkskultur, sondern auch für die akademische Kultur der Kreolen, die sich äußerlich so sehr an Spanien orientierte und doch gleichzeitig eifersüchtig darum bemüht war, auch den eigenständigen Wert Amerikas hervorzuheben.

Hinzu kam, dass die spanischen Kolonien trotz der *De-facto*-Kolonialherrschaft *de jure* denselben Rechtsstatus wie die europäischen Besitzungen der spanischen Krone genossen. Der Widerspruch zwischen theoretischem politischem Status und Verwaltungsrealität war offensichtlich und ein potenzieller Auslöser von Spannungen. Relevant war dies aber nur für die kleinen Oberschichten der Kreolen, die daher in Abgrenzung von den aus Europa kommenden Kronbeamten eine amerikanische Identität entwickelten. Dabei blieb Europa aber Bezugspunkt aller Vergleiche und man sah sich als fester, aber eben benachteiligter Bestandteil des spanischen Königreichs. In allen Bereichen klafften, wenn man so will, Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander und es waren eben die Zwischenräume, in denen sich die historische Wirklichkeit abbildete.

4. Emanzipation Lateinamerikas?

Die Gründe für die endgültige Entfremdung und den Bruch zwischen den Kreolen Lateinamerikas und ihren europäischen Mutterländern waren vielfältig. Im Inneren stieg die Unzufriedenheit der Kreolen vor allem in Hispanoamerika, die sich durch die absolutistische Reformpolitik zurückgesetzt fühlten und stärker denn je den ausbeuterischen Charakter der Beziehungen zu ihrem europäischen Mutterland erkannten. Als die spanische Krone dann auch auf der internationalen Bühne immer mehr an Stärke und Einfluss verlor und letztlich sogar von französischen Truppen vertrieben wurde, war die Klammer zwischen Amerika und Spanien zerbrochen. Die Loslösung an sich war dann ein heterogener Prozess. Grundsätzlich zeigte sich dabei eine Parallelität

der Prozesse von Separation und Desintegration, das heißt je stärker sich die Kolonien von Spanien lösten, desto weniger band sie zusammen, desto mehr waren sie bemüht, eigene Wege zu gehen. Ein pan-amerikanischer Zusammenschluss kam daher nicht in Frage.

Auch die Zwischenräume, die Kontaktzonen, wandelten sich in diesem Zeitraum. Der Krieg machte es notwendig, klarer zwischen dem fortschrittlichen liberalen Europa, das heißt England und mit Abstrichen Frankreich einerseits und der reaktionären Stiefmutter Spanien zu unterscheiden. Ferner waren die kreolischen Oberschichten bemüht, ein Gemeinschaftsgefühl auf der Basis des Bezugs auf die eigene Region herzustellen und sich vom alten Mutterland abzugrenzen. So gingen die Abgrenzung nach außen und die Bezugnahme auf die eigene nationale Einheit Hand in Hand.

Man bediente sich dabei eines ganzen Bündels symbolischer Handlungen. Viele – wie z.B. das Pflanzen von Freiheitsbäumen oder das Errichten von Denkmälern (Rinke 2001) – waren an europäische Erfahrungen angelehnt. Diese Handlungen zeigten die tiefe Verbundenheit der Kreolen zum europäischen Ideengut der Aufklärung und zur Symbolik der Französischen Revolution. Die europäischen Begrifflichkeiten und Werte (Menschenrechte, Staatsbürgerrechte etc.), waren aber oft nur aufgesetzt und sollten in jedem Fall nur für die dünne Oberschicht gelten.

Hinzu kam die Rückbesinnung auf das autochthone Erbe. Ganz wichtig wurde dabei die indigene Bevölkerung als Unfreiheits- bzw. als Freiheitssymbol (König 1988). Die Kreolen machten sich nämlich nun die indianische Geschichte der Unterdrückung zunutze, um die Berechtigung ihres Kampfes gegen die Spanier zu begründen, ihren eigenen Herrschaftsanspruch zu legitimieren und die Überwindung von Unfreiheit als Ziel der nationalen Bewegung zu unterstreichen. Sie definierten sich nun selbst als Nachfahren der Indios, die den heroischen Kampf gegen die europäischen Invasoren wieder aufgenommen hatten (König 2006). Mit der realen Lage der Indios in Hispanoamerika hatte das natürlich nichts zu tun. An deren Misere hatte sich kaum etwas geändert, sondern die Lage hatte sich in vielen Fällen durch den nachlassenden Schutz der Krone noch verschärft.

Ein sprechendes Beispiel dafür ist der chilenische Präsident Francisco Antonio Pinto (1827-1829), der rückblickend auf seine Sturm- und Drangjahre in der Unabhängigkeitsphase schrieb:

Es war unmöglich, an die großen Taten Caupolicáns, Colo Colos, Lautaros und anderer Giganten unserer Geschichte zu denken, ohne zu spüren, wie das Herz vor Sehnsucht danach brannte, ihnen nachzueifern und ein Vaterland zu haben, dem wir unsere Dienste weihen konnten (Collier 1967: 28).

Caupolicán etc. waren mythisch verbrämte Häuptlinge der Mapuche-Indianer, deren Nachfahren keineswegs den Eifer Pintos teilten, sondern in realistischer Erkenntnis des bedrohlichen Landhungers der kreolischen Kolonisten in einem mit besonderer Brutalität geführten Kampf, der “guerra a muerte”, für die Sache der Royalisten kämpften (Rinke 2003).

Neben der zumindest symbolischen Rückbesinnung auf das Erbe einer autochthonen Kultur blieb die Hoffnung auf Hilfe aus dem “guten”, dem aufgeklärten Europa. Doch diese Hoffnung war trügerisch. Eine echte Unterstützung der Bemühungen zur Unabhängigkeit erhielten die Lateinamerikaner aus Europa nicht. Selbst das Ringen um diplomatische Anerkennung wurde in vielen Fällen zu einer schier endlos anmutenden Bittstellerei (Berruezo León 1989).

Hier stellt sich die Frage der Überschattung des unabhängigen Lateinamerikas durch die weiter bestehende Abhängigkeit von Europa. Bekannt ist die Debatte zwischen der Dependenztheorie, die von einer Kontinuität der Abhängigkeit ausging, und den Modernisierungstheoretikern, die die Unabhängigkeit eher als Bruch deuteten. Sicherlich spricht einiges für die Kontinuitätsthese, denn die Handelsverträge verhinderten bestimmte Entwicklungsmöglichkeiten und schufen andererseits neue Abhängigkeiten vor allem im Hinblick auf den Außenhandel (Bernecker 1988). Andererseits muss man aber auch feststellen, dass das Niveau der Einbindung Lateinamerikas in die Weltwirtschaft in diesem Zeitraum noch sehr niedrig blieb, ja in manchen Regionen sogar rückläufig war. Besonders nach der ersten Schuldenkrise fielen weite Teile Lateinamerikas wieder aus dem Blickfeld der Europäer. Dass die damit verbundenen Chancen zu autonomer Entwicklung nicht genutzt wurden, ist nicht generell auf internationale Abhängigkeitsstrukturen, sondern in sehr erheblichem Maß auf die interne politische Instabilität und das damit einhergehende Wachstum der Korruption zurückzuführen.

Die Europäer bauten sich vor allem durch die Wirtschaftsbeziehungen in diesem Zeitraum einen bestimmenden Einfluss in Latein-

amerika auf (Abel/Lewis 1985). Kann man nun von einem “informal empire” sprechen? Sicherlich war Lateinamerika nach der politischen Unabhängigkeit nicht wirklich unabhängig und souverän geworden. Hinderlich wirkte lange Zeit die intransigente Haltung Spaniens, die die lateinamerikanischen Regierungen dazu trieb, den anderen europäischen Mächten große Zugeständnisse zu machen. Das führte zu problematischen Handels- und Finanzbeziehungen zu Europa einerseits und zu zahllosen Interventionen andererseits.

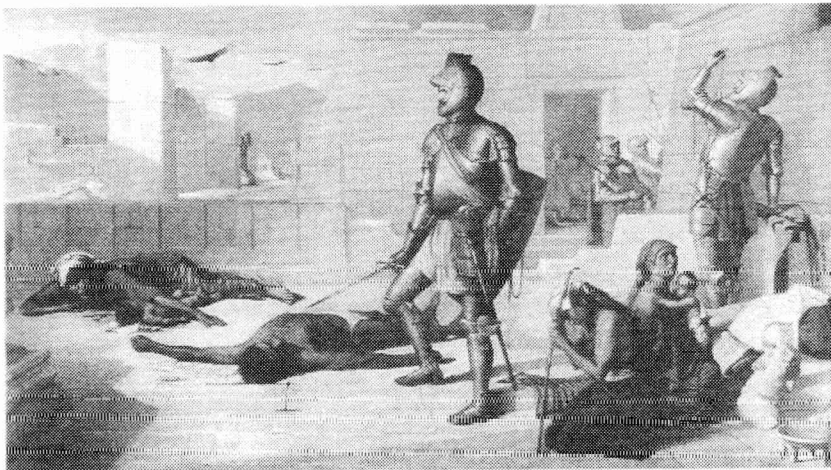
Wie änderten sich die Zwischenräume? Die Emanzipation vom alten Mutterland stand ganz im Zeichen der Abkehr von dessen vermeintlich reaktionärer Erbschaft, die aber die lateinamerikanische Gegenwart noch stark überschattete. Deshalb war die Hinwendung zum Europa der Aufklärung und des Liberalismus eine folgerichtige Entscheidung. Für Teile der Eliten bot dieses Europa alles das, was man sich für Amerika auch erhoffte, war Europa also die Zukunft und der Mittelpunkt der Welt. Diese Wahrnehmung Europas als Quelle von Fortschritt und Kultur war insbesondere auf Frankreich und England fokussiert. Durch ihre Reisen kamen die fortschrittlichen Oberschichten mit dieser Kultur in direkten Kontakt (Fey/Racine 2000). Ihre Bemühungen, diese zu imitieren, führten teils zu weitreichenden Ergebnissen.³ So war auch die Bezeichnung “Lateinamerika” ein Produkt, das sich durch den französischen Panlatinismus auch im südlichen Amerika durchsetzte (Ibold 1998). Von einer Europäisierung Lateinamerikas in diesem Zeitraum wird man aber dennoch nur mit Vorbehalt sprechen können.

Große Teile der lateinamerikanischen Eliten ordneten sich in diesem Zeitraum also direkt dem eurozentrischen Diskurs ein und stützten ihn durch ihr Imitationsverhalten. Selbst diejenigen, die sich in ihren Identitätskonstruktionen eher auf die indigene Vergangenheit rekurrten, konnten sich dem Eurozentrismus nicht entziehen. Das Gemälde des mexikanischen Künstlers Félix Parra von 1877 zeigt eine Perspektive, wonach die heldenhaften Opfer der *conquista* den spanischen Eroberern – hier nur am schnöden Mammon interessiert – moralisch weit überlegen waren. Deutlich wird hier auch die Inanspruchnahme der indianischen Vergangenheit, die aber auf diesem Gemälde geradezu antikisierend dargestellt wird – man beachte die makellose

3 Sehr schöne Beispiele dafür bei Molina Jiménez (1999).

Schönheit der Ruinen, ja selbst der toten Azteken. Bilder wie dieses und viele andere wiesen aber nur wenig Bezug zur Realität der indigenen Bevölkerung im eigenen Land auf. Die Azteken, die man hier sah, gehörten einer ausgestorbenen glorreichen Rasse der Antike an, auf die man sich zurückbeziehen konnte.

Abb. 3: Félix Parra, “Escena de la Conquista” (Mexiko 1877)



Quelle: Peter Beardsell, *Europe and Latin America* (2000: 91).

Allerdings rebellierten breite Schichten jener indigenen Bevölkerung teils durchaus erfolgreich gegen die Modernisierungsansätze oder widersetzten sich auf andere Art und Weise. Grund dafür war, dass die Massen der Bevölkerung von den europäischen Modellen ausgeschlossen blieben. Für sie bedeutete deren Übernahme und die des rhetorischen Liberalismus eher die Vertiefung der Armut und den Verlust von Sicherheiten. Die Schwächung des Staates und die Stärkung der individuellen Rechte nützten letztlich vor allem den Starken, während die Schwachen, wie z.B. die indianische Bevölkerung, ihre gemeinschaftlichen Bindungen verloren. Der Versuch einer Europäisierung ohne Rücksicht auf Verluste war für viele Menschen mit hohen Kosten verbunden. So war es letztlich nur eine sehr unvollständige Unabhängigkeit, die Lateinamerika am Ende einer turbulenten Epoche seiner Geschichte zwischen 1800 und 1870 erreicht hatte. Von einer Gleichberechtigung in den Außenbeziehungen also im völker-

rechtlichen Sinne, von einer Emanzipation, war man noch ebenso weit entfernt wie von einer Verringerung der sozialen Ungleichheit im Inneren.

5. Zwischen Imperialismus und Weltkriegen

Durch die immer enger werdenden Handelsbeziehungen mit Europa, durch Investitionen in Handel, Gewerbe und Bankgeschäfte wurde Lateinamerika seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend in das Weltwirtschaftssystem eingebunden (Bulmer-Thomas 1994). Die Rolle des Subkontinents als Lieferant von Rohstoffen und Abnehmer von europäischen Fertigwaren war unumstritten. Wie sich dies etwa im Fall des Handelsaustausches auswirkte, war im Fall der einzelnen lateinamerikanischen Staaten jeweils aber sehr unterschiedlich. Diese Unterschiede im Einzelfall zeigen sich auch bei der Bewertung der europäischen Investitionen und der Einwanderung. Wiederrum kam ein Bündel von Faktoren – Interesse der lateinamerikanischen Oberschichten, Angebote der Europäer – zusammen, so dass sich der Streit, ob es sich nun um externe oder interne Auslöser der Abhängigkeit gehandelt hat, kaum lösen lässt. Wenn man dennoch eine Verallgemeinerung wagen will, dann kann man aber sicher sagen, dass die Modernisierungsbemühungen, die ja hinter der Weltmarktintegration standen, wenn überhaupt, dann nur zu partiellem Wandel führten. Viele soziale Gruppen blieben davon ebenso unberührt wie große Teile der Wirtschaft und ganze Großregionen. Von dem Wandel, der tatsächlich stattfand, profitierten in der Regel nur die kleinen Oberschichten zumeist in den Hafenstädten und in den für die Exportwirtschaft produzierenden Regionen. Die Monokulturen und die Konzentration des Bodens sowie die Vernachlässigung der autochthonen Entwicklungsmöglichkeiten in Handwerk und Industrie wirkten sich vor allem für die ärmeren Bevölkerungsschichten problematisch aus.

Kann man nun in diesem Zeitraum von einer Europäisierung Lateinamerikas sprechen? Das hängt sicher von der Definition ab: positiv gedacht im Sinne der liberalen Eliten, die darunter eine Annäherung an europäische Entwicklungsstandards verstanden, sicherlich nicht. Aber auch negativ gedacht im Sinne der Kritiker, die darin die vollständige Vereinnahmung Lateinamerikas durch Europa sahen,

sicherlich ebenso wenig. Eine Europäisierung lag aber wohl vor im Sinne der Ausrichtung und des Verhaftetseins in den Vorgaben der Alten Welt, über die hinaus zu denken oder eigene Wege zu gehen in diesem Zeitraum ausgesprochen schwer, wenn nicht unmöglich war.

Dieses Gebundensein an Europa wurde noch durch die machtpolitischen Strukturen unterstrichen. Der Imperialismus Europas in Lateinamerika war insofern neu und unterschied sich vom klassischen Kolonialismus, als er keine formelle Kolonialherrschaft mehr anstrebte (Randall/Mount 1998; McBeth 2001). Mit dem unrühmlichen Ausgang des französischen Abenteuers in Mexiko, dem Scheitern der spanischen Rekolonisierungsbemühungen in den 1860ern (Heredia 1998) und der Niederlage der Spanier im Krieg gegen die Kubaner und US-Amerikaner (Bernecker 1998) war die Epoche der europäischen Kolonialherrschaft in Lateinamerika endgültig beendet. Andererseits traten die europäischen Mächte, darunter Emporkömmlinge wie Deutschland und Italien, im Kontext der zunehmenden internationalen Rivalitäten wesentlich aggressiver auf als je zuvor. Dadurch und durch die Diskussionen der Kolonialenthusiasten in Europa konnte in Lateinamerika der begründete Eindruck entstehen, dass die europäischen Mächte eine Aufteilung des Subkontinents beabsichtigten.

Auch in den USA sah man das so und reagierte darauf, indem die Monroe-Doktrin entscheidend ausgeweitet wurde. Letztlich nahmen die Europäer die Ausweitung der US-amerikanischen Macht auf ihre Kosten erstaunlich widerstandslos hin. Eine Erklärung dafür lässt sich nur in der Konstellation des internationalen Mächtesystems am Vorabend des Ersten Weltkriegs finden, in der die USA zu einem umworbenen potenziellen Partner aufstiegen (Rinke 1992). Zwar war es den meisten Zeitgenossen noch nicht klar, aber die europäischen Interventionen in souveränen lateinamerikanischen Staaten waren mit der Venezuelakrise von 1902/03 ein für allemal beendet.

Lateinamerika war aber nicht nur Spielball der Mächte. Wie die intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Imperialismus etwa durch José Martí und andere sowie die völkerrechtlichen Überlegungen von Carlos Calvo bis Luis Drago zeigten, entwickelten die Lateinamerikaner in diesem Zeitraum eigene Vorstellungen über die Veränderung ihrer internationalen Lage. Dabei ging es um selbstbewusste Entwürfe völkerrechtlicher Eigenständigkeit, die im 20. Jahrhundert an Relevanz gewinnen sollten.

Die Räume zwischen den Welten veränderten sich in diesem Zeitraum entscheidend. Das zeigte sich vor allen Dingen im Zusammenhang des Ersten Weltkriegs. Der Krieg in Europa schuf zahlreiche Probleme für Lateinamerika. Trotz ihrer Neutralität konnten sich die Staaten der Region nicht auf sich selbst zurückziehen, denn die europäischen Kriegsgegner achteten die Rechte der Neutralen kaum. Lateinamerikanische Initiativen zur Stärkung dieser Rechte blieben rar und scheiterten an den innerlateinamerikanischen Gegensätzen oder am Druck der europäischen Mächte und der USA. Der Wirtschaftskrieg der Alliierten mit der Blockade Deutschlands, der Einschränkung des neutralen Handels und insbesondere der schwarzen Listen betraf alle lateinamerikanischen Staaten, die sich dadurch eines Teils ihrer staatlichen Souveränität beraubt sahen, dagegen aber nichts unternehmen konnten. Auch die Propaganda der beiden Kriegsparteien trug den zunächst rein europäischen Konflikt nach Lateinamerika und sorgte dafür, dass sich hier ein neuartiges, abstoßendes Bild von Europa festsetzte.

Entscheidend für die historische Entwicklung des Subkontinents waren die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen des Krieges (Albert 1988). Das Ende des klassischen liberalen Weltwirtschaftssystems löste große Wandlungen in den lateinamerikanischen Volkswirtschaften und Gesellschaften aus. Die einseitige wirtschaftliche Orientierung auf Europa wurde in vielen Ländern durch eine Umorientierung auf die Vereinigten Staaten ersetzt. Die US-amerikanische Führungsrolle in Politik und Wirtschaft wurde während des Krieges unumkehrbar. Gleichzeitig kam es im kleinen Rahmen in Lateinamerika auch zu ersten Industrialisierungsansätzen, die aber durch die Versorgungsengpässe und den Exportboom behindert wurden. Insgesamt war der erwachende Nationalismus ein wichtiges Element, das die weiteren Beziehungen Lateinamerikas zu Europa entscheidend bestimmen sollte. Auch die sozialen Veränderungen wie der Aufstieg von Arbeiterschaft und Mittelschicht, die bereits vor dem Krieg angelegt gewesen waren, sollten zu wichtigen Parametern für diese Beziehungen werden.

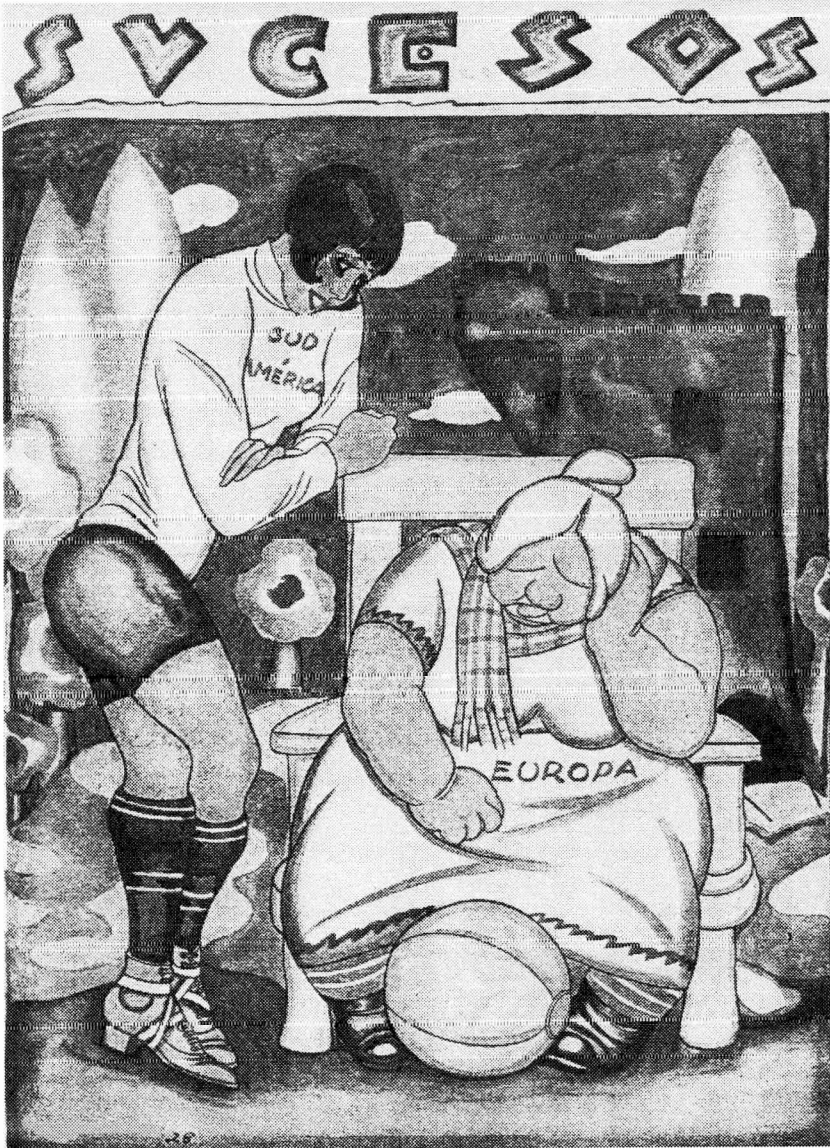
Der Kriegseintritt einiger lateinamerikanischer Staaten an der Seite der Alliierten machte das Jahr 1917 auch für die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa zu einem historischen Wendepunkt. Damit waren die Staaten des Subkontinents zumindest theoretisch

erstmals aus der Objektrolle der Weltpolitik herausgetreten und als eigenständige Subjekte in Erscheinung getreten. Auch wenn ihr Beitrag zum Weltkrieg bescheiden blieb, bedeutete dies ein wichtiges neues Element für die Beziehungen zu Europa (Weinmann 1994). Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Erste Weltkrieg einen scharfen Schnitt in den Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika und das Ende einer Epoche dynamischen Wachstums der europäischen Interessen in Lateinamerika bedeutete. War er aber deshalb in der Tat der große Wendepunkt in der Geschichte der Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa, wie ich eingangs schon gefragt hatte? Hinsichtlich der Außenorientierung der lateinamerikanischen Wirtschaften wird man die Frage in vielen Fällen bejahen können. Mit Blick auf die politischen und kulturellen Beziehungen aber erscheint die Antwort nicht so klar, denn hier wirkten viele Kontinuitätslinien aus der Vorkriegszeit weiter.

Die Ambivalenz zeigte sich auch in der Zwischenkriegszeit. Einerseits ist deutlich erkennbar, dass durch die Mitgliedschaft im Völkerbund, durch den neuen Nationalismus und durch die Weltwirtschaftskrise neue Elemente in das Beziehungsgeflecht einfließen (Rinke 1996). Vereinfacht kann man sagen, dass Lateinamerika in diesem Zeitraum wesentlich selbstbewusster Europa gegenüber auftrat. Das zeigte sich etwa an der lateinamerikanischen Diplomatie im Völkerbund. Diese zielte darauf ab, den Einfluss der US-Amerikaner und ihrer Monroe-Doktrin einzudämmen. Noch deutlicher wurde dieses Selbstbewusstsein an den geradezu manifestartigen Äußerungen vieler lateinamerikanischer Intellektueller über die kulturelle Identität der eigenen Region und die Notwendigkeit der Rückbesinnung auf das indianische Erbe (Miller 1999). Dabei spielte die Idee der Jugend Lateinamerikas eine entscheidende Rolle. Europa, so hieß es, sei alt, Lateinamerika dagegen sei jung und habe eine große Zukunft. Dafür wurden nun alle möglichen Indizien herangezogen – so auch die Triumphe lateinamerikanischer Fußballmannschaften gegen europäische Gegner. Wie diese Karikatur zeigt, wurde der Sport zum Maßstab nationalen Selbstbewusstseins. Hier sagt das alte Europa zur jungen sportlichen Dame Lateinamerika resignierend: “Es ist natürlich, dass Ihr mehr Tore macht als ich. Deshalb gehört Euch der Ball. Die Jugend setzt sich durch”. Dies sollte natürlich nicht nur für den Sport, sondern auch für die Politik gelten.

Abb. 4: Lateinamerika und Europa in den 1920ern

“Las campeonas”, *Sucesos* (Santiago de Chile, 28. Juni 1928), Titelblatt



Hinzu kam eine Vorstellung, die Amerika wieder – wie schon in der Utopie des Thomas Morus – als Alternative zu Europa auffasste. Der Kulturelle Nationalismus grenzte sich von Europa ab, wollte über Europa hinausgehen. Nach dieser Auffassung konnte und sollte Lateinamerika besser sein, weil es jünger war. Es sollte nicht mehr nur die Utopie Europas sein, sondern seinen eigenen Weg gehen. Dabei handelte es sich um eine Zukunftsvorstellung, die aus einer bestimmten Interpretation der eigenen Geschichte resultierte und vor dem Hintergrund einer konkreten politischen Herausforderung in der Gegenwart zu sehen ist.

In wirtschaftlicher Hinsicht waren lateinamerikanische Regierungen schon früh bemüht, die geschwächten Europäer durch nationalistische Maßnahmen in die Schranken zu weisen. Ein weiteres neues Element war sicherlich auch die Vertiefung der wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten, die in den 1920er Jahren die Europäer vielerorts als wirtschaftliche Führungsmacht verdrängten. Neue Anleihen kamen nun fast nur noch aus New York und sie flossen reichlich.

Doch war diese Hegemonie keineswegs unerschütterlich, wie die Weltwirtschaftskrise zeigte. In diesem Zeitraum gelang es einzelnen europäischen Staaten, ihre Handelsbeziehungen zu Lateinamerika durch bilaterale Austauschabkommen auf Kosten der Konkurrenz zu intensivieren. Geradlinig war der Bedeutungsverlust Europas in Lateinamerika seit 1914 also nicht, wenngleich in der Rückschau ein langfristiger Trend unverkennbar ist. Doch war durch die Wirksamkeit des neuen Nationalismus ohnehin kein bloßes Ersetzen der einstigen europäischen Dominanz durch die US-amerikanische möglich. Neue Elemente wie Populismus, Industrialisierung und Massenkultur brachten eine neue Dynamik in die internationalen Beziehungen Lateinamerikas, ohne dass sich die grundsätzliche Asymmetrie deswegen entscheidend verändert hätte.

Wie der Erste Weltkrieg bedeutete der Zweite einen Bruch in den Beziehungen Lateinamerikas zu Europa (Humphreys 1981/82). Das entscheidende Element dabei war die unumstrittene Vormachtrolle der Vereinigten Staaten. Die USA verdrängten Europa aus fast allen noch verbliebenen wirtschaftlichen Positionen und wurden darüber hinaus auch zur eindeutigen moralischen und kulturellen Vormacht während der Kriegsjahre. Wenn sie auch die Sorge vor der faschistischen Ge-

fahr nicht vollständig teilten, so sympathisierten doch die meisten lateinamerikanischen Regierungen ebenso wie die Öffentlichkeit in fast allen Ländern mit der antifaschistischen Politik Washingtons, die noch dazu durch die Rhetorik der guten Nachbarschaft versüßt war.

Die gemeinsamen Verteidigungsanstrengungen gegen diese Bedrohung aus Europa überließen sie in der Regel den USA, die auch wirtschaftlich für die Stabilität in der Region sorgten (Friedman 2003). Die zunehmende einseitige Abhängigkeit, die dieser Verlust der Bindungen an Europa mit sich brachte, wurde durchaus sorgenvoll beobachtet, aber man hatte keine andere Wahl. Im Einzelnen wies die Haltung der lateinamerikanischen Staaten zum Krieg durchaus graduelle Unterschiede auf. Sie reichte von der bedingungslosen Gefolgschaft für die USA seitens der karibischen und zentralamerikanischen Staaten bis hin zum Festhalten an der Neutralität, bis es schon fast zu spät war im Fall Argentiniens. In Funktion zu den Beziehungen zu den USA änderten sich die Parameter der Beziehungen zu Europa in diesen Jahren entscheidend. Allerdings zeigten die Interessengegensätze zwischen Lateinamerika und den Vereinigten Staaten in Chapultepec und San Francisco, dass die Kriegsallianz brüchig war und dass die USA nun andere Prioritäten setzten. Auf lange Sicht bot dies neue Chancen für die Wiederanknüpfung der Beziehungen zu Europa. Das zeigte sich etwa auch schon früh an der Frage der Flüchtlinge. Zum ersten Mal seit langem übte Lateinamerika auf verfolgte Europäer wieder den Reiz der Freiheit aus.

6. Ende Europas oder Neuanfang?

Auf der Basis transnationaler Verbindungen vor allem im Bereich der Wirtschaft gelang den Lateinamerikanern schon bald nach Kriegsende die Wiederanknüpfung der Beziehungen zu Europa. Allerdings war die Dimension dieser Beziehungen erheblich geschrumpft und stand fast zwei Jahrzehnte so stark im Schatten der Beziehungen zu den USA, dass sie kaum erkennbar waren. Die intensivsten Kontakte blieben auf der informellen Ebene z.B. durch die Welle der europäischen Nachkriegsauswanderung (Meding 1992). Sie zog aber das Interesse nur dann auf sich, wenn es Sensationen und Gerüchte um Nazi-Flüchtlinge zu vermehren galt und ebte ohnehin bald ab, um Mitte der fünfziger Jahre endgültig auszulaufen.

Auf formeller Ebene war die Situation lange Zeit düster. Die ursprüngliche Konkurrenzsituation um die US-amerikanische Wirtschaftshilfe löste sich bald wieder auf und Europa nahm seinen Platz unter den Industrieländern wieder ein und wurde zum Zentrum des Kalten Krieges. Lateinamerika lag demgegenüber lange Jahre wenig beachtet im Abseits. Das galt auch für die Rolle in den internationalen Organisationen, die man 1945 mit hochfliegenden Plänen mitbegründet hatte und in denen man nun nur eine marginale Rolle spielte. Die alten europäischen Vormächte England und Frankreich kehrten sich fast vollständig vom Subkontinent ab, waren sie doch viel zu sehr mit ihren eigenen Problemen und den Dekolonisationsprozessen in Asien und Afrika beschäftigt. Allerdings gab es auch Ausnahmen. Der Wiederaufbau der deutschen Außenbeziehungen hatte der Sympathie der lateinamerikanischen Staaten vieles zu verdanken (Jerofke 1993).

Neben Westeuropa gewannen aber ab 1959 durch die kubanische Revolution die Beziehungen zur Sowjetunion und zum Ostblock neue Relevanz (Miller 1989). Allerdings war die Intensität der Beziehungen begrenzt. Zu schwach war das Interesse des Ostblocks auch aus taktischen Erwägungen. Zu selbstständig war auch schon der Kurs der lateinamerikanischen Staaten. Sowohl Kuba als auch Chile zeigen, dass die revolutionäre Linke in Lateinamerika andere vom europäischen orthodoxen Kommunismus unabhängige Wege beschritt. Ideologisch vorbereitet durch die Dekolonisierung und die Ideen des Dritten Wegs der Blockfreien wollten die revolutionären Eliten einen eigenständigen Pfad in Abkehr von Europa gehen.

Mit dem Ende des Kalten Krieges ist die beschriebene Konstellation verschwunden. In einer zunehmend komplexer werdenden Welt hat das Ost-West- beziehungsweise Nord-Süd-Schema an Erklärungskraft eingebüßt. Was bedeutet dies für die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa? Wie sehen die Zwischenräume heute aus? Das große Interesse in Lateinamerika an Europa bleibt auch nach 1990 bestehen und hat sich aufgrund der US-amerikanischen weltpolitischen Alleingänge im Nachgang zum 11. September 2001 noch verstärkt. Bereits seit den 1970er Jahren haben sich die interparlamentarischen Konsultationen zwischen dem europäischen und dem lateinamerikanischen Parlament institutionalisiert (Hoffmann 2000; Mols 2002). Seit 1990 gibt es regelmäßige Treffen der Außenminister. 2002 (Madrid) und 2004 (Guadalajara) kam es zu europäisch-lateinamerikani-

schen Gipfeltreffen, wenn deren Abschlusserklärungen auch eher dürftig waren. In wirtschaftlicher Hinsicht ist das Bild ambivalent: Einerseits ist die EU für Lateinamerika der zweitwichtigste Handelspartner nach den USA. Andererseits hat Lateinamerika nur einen Anteil von weniger als 5% am europäischen Außenhandel.

Dafür ist die Welle der europäischen – und vor allem spanischen – Direktinvestitionen nach Lateinamerika stetig gewachsen. Mancherorts spricht man schon von einer “zweiten Conquista”! Europa wird weiterhin als Alternative zu den USA verstanden. Dabei interessiert vor allem das europäische Modell des Sozialstaats, aber auch der regionalen Integration. Möglichkeiten der Zusammenarbeit werden heute etwa bei der Reform der Vereinten Nationen oder auch bei den WTO-Verhandlungen gesehen beziehungsweise angestrebt. Ähnliches gilt für die Umwelt- und Klimapolitik. Aber es bestehen auch noch viele Probleme für eine engere Partnerschaft. Da ist zum einen das Problem der lateinamerikanischen Instabilität, nicht zuletzt bedingt durch die Korruption. Des Weiteren sind viele lateinamerikanische, aber auch europäische Staaten noch immer zögerlich, wenn es um die Aufgabe bestimmter nationaler Souveränitätsrechte geht.

Die Zwischenräume werden in einer sich rasant verändernden Welt heute vor allem durch transnationale Netze von zivilgesellschaftlichen Akteuren bestimmt. Denkt man etwa an das Weltsozialforum, dann sieht man, welche prominente Rolle hier lateinamerikanische und europäische NGOs spielen. Auch die regelmäßigen Treffen zivilgesellschaftlicher Akteure aus Europa und Lateinamerika weisen in diese Richtung. Diese Netzwerke beeinflussen auch die gegenseitige Wahrnehmung, wenngleich es noch zu früh scheint, diese Entwicklungen abschließend zu beurteilen.

7. Zusammenfassung

Was bedeutete nun “Europa” für Lateinamerika im Laufe einer wechselvollen Geschichte von mehr als 500 Jahren? Europa, so viel steht fest, war stets ein Fixpunkt für Lateinamerika, ein Reibungspunkt des Anderen, aus dem Identität konstruiert wurde, mit dem man aber auch über Jahrhunderte aufs Engste verbunden war. Die Auseinandersetzung mit der Alten Welt für die Entwicklungen in der Neuen blieb bis zum Ersten Weltkrieg vielfältig und zentral für fast alle lateinameri-

kanischen Staaten. In den politischen und sozioökonomischen Beziehungen lassen sich Phasen höherer und niedrigerer Intensität erkennen. Phasen hoher Intensität werden etwa um die Unabhängigkeitsphase und in der Phase der Weltmarktintegration deutlich. Eine niedrigere Intensität zeichnete die Beziehungen dagegen immer dann aus, wenn Lateinamerika oder Europa in einer Krise waren. In diesen Phasen gab es eher einen Rückbezug auf das jeweils Eigene, wobei die Selbstvergewisserung durch Abgrenzung vom anderen aber durchaus auch eine Rolle spielte. Ihre Stabilität erhielten die Beziehungen in ihrer historischen Dimension durch transnationale Akteure, deren Bedeutung sich auch heute wieder zeigt.

Inwieweit bestimmte Europa die Entwicklungen auch im unabhängigen Lateinamerika des 19. und 20. Jahrhunderts? Das heißt, inwieweit gab es bestimmte Entwicklungsmöglichkeiten vor und verhinderte andere? Europa hat in der Tat lange Zeit durch Handel und politische Interventionen, aber auch durch die Vorgabe bestimmter Werte und kultureller Vorbilder die Entwicklungen entscheidend vorgeprägt. Es fand aber nie eine "Europäisierung" im Sinne einer völligen Vereinnahmung statt. Gegenwehr und Aneignung prägten die Begegnungen. Das Ergebnis war eine hybride Eigenständigkeit.

Machtungleichgewichte und Abhängigkeiten zwischen den beiden Polen spielten dabei eine wichtige Rolle. Die Asymmetrie in den Beziehungen blieb bis in unsere Zeit erhalten. Aber schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts wuchs das lateinamerikanische Selbstbewusstsein unter anderem durch die Mitarbeit in internationalen Organisationen. Dabei gab es eine deutliche Tendenz, sich aus den Zwängen einer eurozentrischen Weltsicht zu befreien. Über lange Phasen der lateinamerikanischen Geschichte war der Eurozentrismus das zu Überwindende. Die Wege, die man in diesem Zusammenhang beschritt, waren und sind vor allem im 20. Jahrhundert immer wieder durch die Konstruktion eines kulturellen Essenzialismus indigenistischer Prägung vorbestimmt. Die Frage, ob diese Form der "ReOrientierung" – in leichter Abwandlung des Frank'schen Verständnisses – zum Erfolg und das heißt zu einer autonomen, an den spezifischen lateinamerikanischen Bedürfnissen orientierten Entwicklung führt, muss offen bleiben. Vielversprechender scheint es, auf die sich verdichtenden Zwischenwelten zu setzen, die sich als durchaus positiv zu verstehender

Effekt der neuen Globalisierung des späten 20. Jahrhunderts zunehmend verdichten.

Literaturverzeichnis

- Abel, Christopher/Lewis, Colin (Hrsg.) (1985): *Latin America, Economic Imperialism, and the State*. London: Athlone.
- Albert, Bill (1988): *South America and the First World War: The Impact of the War on Brazil, Argentina, Peru and Chile*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Amin, Samir (1989): *Eurocentrism*. New York: Monthly Review.
- Beardsell, Peter (2000): *Europe and Latin America: Returning the Gaze*. Manchester: Manchester University Press.
- Bernecker, Walther, L. (1988): *Die Handelskonquistadoren: Europäische Interessen und mexikanischer Staat im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Steiner.
- (1992): “Das Verhältnis Europa – Lateinamerika im 19. Jahrhundert”. In: Elvert, Jürgen/Salewski, Michael (Hrsg.): *Staatenbildung in Übersee*. Stuttgart: Steiner, S. 21-46.
- (Hrsg.) (1998): *1898: Su significado para Centroamérica y el Caribe*. Frankfurt am Main: Vervuert.
- Berruezo León, María Teresa (1989): *La lucha de Hispanoamérica por su independencia en Inglaterra, 1800-1830*. Madrid: Ed. de Cultura Hispánica.
- Bitterli, Urs (1976): *Die ‘Wilden’ und die ‘Zivilisierten’: Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*. München: Beck.
- Blaut, James M. (1993): *The Colonizer’s Model of the World: Geographical Diffusionism and Eurocentric History*. New York: Guilford.
- Bulmer-Thomas, Victor (1994): *The Economic History of Latin America since Independence*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Collier, Simon (1967): *Ideas and Politics of Chilean Independence, 1808-1833*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (2002): “Geteilte Geschichten: Europa in einer postkolonialen Welt”. In: Dies. (Hrsg.): *Jenseits des Eurozentrismus: Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus, S. 9-49.
- Dirlik, Arif (2002): “History without a Center? Reflections on Eurocentrism”. In: Fuchs, Eckhardt (Hrsg.): *Across Cultural Borders: Historiography in Global Perspective*. Lanham: Rowman & Littlefield, S. 247-284.
- Fey, Ingrid E./Racine, Karen (Hrsg.) (2000): *Strange Pilgrimages: Exile, Travel, and National Identity in Latin America, 1800-1990’s*. Wilmington: Scholarly Resources.
- Frank, André Gunder (1998): *ReOrient: Global Economy in the Asian Age*. Berkeley: University of California Press.

- Friedman, Max Paul (2003): *Nazis and Good Neighbors: The United States Campaign Against the Germans of Latin America in World War II*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fuchs, Eckhard (Hrsg.) (2002): *Across Cultural Borders: Historiography in Global Perspective*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Hauck, Gerhard (2003): *Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes: Wider den Eurozentrismus der Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Heredia, Edmundo A. (1998): *El imperio del guano: América Latina ante la guerra de España en el Pacífico*. Córdoba: Alción Ed.
- Hoffmann, Karl-Dieter (2000): "Die EU und Lateinamerika: Chancen und Grenzen einer *special relationship*". In: Schubert, Klaus (Hrsg.): *Die Europäische Union als Akteur der Weltpolitik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 187-204.
- Humphreys, Robert A. (1981/82): *Latin America in the Second World War*, 2 Bde. London: Athlone.
- Ibold, Frank (1998): "Die Erfindung Lateinamerikas: Die Idee der *latinité* im Frankreich des 19. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen auf die Eigenwahrnehmung des südlichen Amerika". In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Heinz, S. 77-98.
- Jerofke, Hans-Christoph (1993): *Der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaftsbeziehungen mit Südamerika nach dem Zweiten Weltkrieg: Die Genesis der vertraglichen Rahmenbedingungen 1949 bis 1958*. Frankfurt am Main: Lang.
- Kneuer, Marianne (1992): "Das Europabild Lateinamerikas". In: *Politische Meinung* 275, S. 87-94.
- König, Hans-Joachim (1988): *Auf dem Wege zur Nation: Nationalismus im Prozeß der Staats- und Nationbildung Neu-Granadas, 1750-1856*. Stuttgart: Steiner.
- (1992): *Die Entdeckung und Eroberung Amerikas*. Freiburg: Ploetz.
- (2003): "Europa in der Sicht Lateinamerikas". In: Schreiber, Waltraud (Hrsg.): *Europa*. Neuried: Ars Una, S. 331-384.
- (2005): "Columbian Exchange". In: *Enzyklopädie der Neuzeit*. Stuttgart: Metzler, Bd. 2, Sp. 792-796.
- (2006): "Die Mythisierung der 'Conquista' und des 'Indio' zu Beginn der Staats- und Nationbildung in Hispanoamerika". In: Ders.: *Von Kolumbus bis Castro: Aufsätze zur Geschichte Lateinamerikas*. Stuttgart: Heinz, S. 147-162.
- Koselleck, Reinhart (Hrsg.) (1979): *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lewis, Martin W./Wigen, Karen E. (1997): *The Myth of Continents: A Critique of Metageography*. Berkeley: University of California.
- McBeth, Brian S. (2001): *Gunboats, Corruption, and Claims. Foreign Intervention in Venezuela, 1899-1908*. Westport: Greenwood Press.
- Meding, Holger M. (1992): *Flucht vor Nürnberg? Deutsche und österreichische Einwanderung in Argentinien, 1945-1955*. Köln: Böhlau.

- Menzel, Ulrich (2004): "Eurozentrismus versus ReOrientierung". In: Ders.: *Paradoxien der neuen Weltordnung*. Politische Essays. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Miller, Nicola (1989): *Soviet Relations with Latin America, 1959-1987*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1999): *In the Shadow of the State: Intellectuals and the Quest for National Identity in Twentieth Century Spanish America*. London: Verso.
- Molina Jiménez, Iván (1999): "Mercancias culturales". In: Zeuske, Michael/Schmieder, Ulrike (Hrsg.): *Regiones europeas y Latinoamérica, siglos XVIII-XIX*. Frankfurt am Main: Vervuert, S. 271-282.
- Mols, Manfred (2002): "Die Europäische Union und Lateinamerika". In: Weidenfeld, Werner (Hrsg.): *Europa-Handbuch*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 660-670.
- Pagden, Anthony (1996): *Das erfundene Amerika: Der Aufbruch des europäischen Denkens in die Neue Welt*. München: Diederichs.
- Pérez Herrero, Pedro (1992): *América Latina y el colonialismo europeo, siglos XVI-XVIII*. Madrid: Síntesis.
- Rabasa, José (1993): *Inventing America: Spanish Historiography and the Formation of Eurocentrism*. Norman: University of Oklahoma Press.
- Randall, Stephen/Mount, Graeme S. (1998): *The Caribbean Basin: An International History*. London: Routledge.
- Rinke, Stefan (1992): *Zwischen Weltpolitik und Monroe Doktrin: Botschafter Speck von Sternburg und die deutsch-amerikanischen Beziehungen, 1898-1908*. Stuttgart: Heinz.
- (1996): "Der letzte freie Kontinent": *Deutsche Lateinamerikapolitik im Zeichen transnationaler Beziehungen, 1918-1933*. Stuttgart: Heinz.
- (2001): "Pillars of the Republics: Early Monuments and the Politics of Memory in the Post-Colonial Americas". In: *Iberoamericana* 1 (4/2001), S. 91-111.
- (2003): "'Grenze' als Urfahrung in Lateinamerika: Mapuche in Chile zwischen Mythos und Verleugnung". In: Ders. et al. (Hrsg.): *Abgrenzen oder Entgrenzen: Zur Produktivität von Grenzen*. Frankfurt am Main: IKO, S. 111-130.
- (2005): "Demographische Katastrophe". In: *Enzyklopädie der Neuzeit*. Stuttgart: Metzler, Bd. 2, Sp. 895-899.
- Said, Edward W. (1978): *Orientalism*. New York: Vintage.
- Schäfer, Wolf (1994): *Ungleichzeitigkeit als Ideologie: Beiträge zur historischen Aufklärung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Schmitt Eberhard et al. (Hrsg.) (1984): *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*. Bd. 2: *Die großen Entdeckungen*. München: Beck.
- Todorov, Tzvetan (1985): *Die Eroberung Amerikas: Das Problem des Anderen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weinmann, Ricardo (1994): *Argentina en la Primera Guerra Mundial*. Buenos Aires: Biblos.

- Wolf, Eric R. (1982): *Europe and the People Without History*. Berkeley: University of California Press.
- Wolff, Hans (Hrsg.) (1992): *America: Das frühe Bild der Neuen Welt*. München: Prestel.
- Young, Robert (1990): *White Mythologies: Writing History and the West*. London: Routledge.
- Zedler, Johann Heinrich (Hrsg.) (1741): *Großes vollständiges Universal Lexikon aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 8. Leipzig: Zedler.